

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 5

Artikel: Der Dichter des Ekkehard und die Frauen
Autor: Oswald, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tingen an, darüber die Hügel bis zum Schwäbischen Jura, und die Türme von Konstanz schließen den Kreis. Wir nehmen Platz auf der Ruhebank an der Westseite des Hauses. Der mitteilsame Wächter geht gern auf unsere Fragen ein. Er bestätigt unsere Beobachtung, daß keine Fabrik auf der Insel ist, einzig in neuester Zeit am südlichen Ufer eine bescheidene Schiffswerft für den Bootsbau, und wie die Insel keinen Wald besitzt, ist sie auch ohne Quellen und ohne Steinbruch. Alles Wasser für den Haushalt und für das Vieh wird von Bisternen und Ziehbrunnen geliefert. Die Bauern arbeiten zumeist für eigenen Bedarf; die Handwerker schaffen, was die Landwirtschaft benötigt. Der Boden gehört dem Landmann, der ihn bebaut. Reichenauer Bettler gibt es nicht. Der Hypothekarzins beträgt durch Nachwirkung des Krieges noch 18%, der Sparkassenzinsfuß 12%; eine Herabsetzung auf 16 bzw. 10% steht bevor. Die Insel exportiert etwas Fische, vor allem aber Gemüse. Die Reichenau zählt fünf Gemüse-Großhandlungen; der Export geht nach Konstanz, Lindau, Ulm, Stuttgart, und vor dem Kriege waren namentlich St. Gallen, Schaffhausen, Winterthur und Zürich gute Kunden. Man gewinnt bei einer Wanderung durch die Insel sehr bald den Eindruck, daß recht viel Arbeit und größte Sorgfalt auf den Gemüsebau verwendet wird. Ganze Felder von Tomaten gedeihen, militärisch ausgerichtet treiben in langen Reihen die Salat-

stöcke; freistehende Pfirsichbäume sind häufig, und der Lorbeer überwintert im Freien. Doch aufgeschaut! Die Sonne neigt sich zum Untergang; silbern erst, dann golden erglänzt der Untersee; sinkt sie hinter den Schiener Berg, so erhebt sich dort ein wundervoller Glorienschein. Streng gerade Wolkenstreifen zielen wie riesige Speere nach dem entschwindenden Tagesgestirn und nach dem Lande der Franken. Auf den Rhein legt sich ein trennender glänzender Streifen, wie Blut so rot, zwischen das Schweizer Ufer und die Reichenau, und ist doch beides alemannisch Land. Es dunkelt mäßig; Nebelstreifen ziehen am Schloß Urenenberg dahin, Erlkönigs Töchter raumen einander zu: ein Schicksal ist erfüllt! (Schluß folgt.)

Literatur. Staiger, Dr. A. C.: Die Insel Reichenau im Untersee mit ihrer ehemaligen berühmten Reichsabtei, Konstanz 1860, Stadler. Kraus, Dr. F. A.: Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz, Freiburg i. B. 1887, Akad. Verlagsbuchhandl., Mohr. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Abtei Reichenau, herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission, I, II, Heidelberg 1890/93. Die Kultur der Abtei Reichenau, Erinnerungsschrift zur 1200. Wiederkehr des Gründungsjahres des Inselklosters 724—1924, I. Bd., XX, 616 S. illuстр. München 1924, Verlag der Münchner Drucke. Gröbe, A., Reichenauer Kunst. Illust. 2. Aufl., Karlsruhe i. B. 1924, C. F. Müller. Rünnle, Dr. A.: Reichenau. Seine berühmtesten Äbte, Lehrer und Theologen. Zum 1200jährigen Jubiläum des Inselklosters. Freiburg i. B. 1924, Herder. Renz, Dr. G. A.: Kurzgefaßte Geschichte der Benediktiner-Abtei Reichenau. Ein Beitrag zur 1200jährigen Jubiläumsfeier. Radolfzell 1924.

Der Dichter des Ekkehard und die Frauen.

Zu seinem 100. Geburtstag am 16. Februar.

Von Josef Oswald.

Es sind nur vier weibliche Personen, an denen Scheffels plastische Kunst in seinen Haupterzählungen sich erweisen konnte; überdies sind es nur zwei Typen, womit paarweise sich diese Gestalten voneinander abheben. Zu Beginn die traumhaft lyrische Margareta-Zeichnung im Trompeter, die sich unter lebhafterer Färbung und Wesensvariation fortsetzt in der anmutigen, flugen und schalkhaften Griechin Praxedis im Ekkehard. In dem Maße als dieses feine Geschöpf Scheffelscher Romantik psychologisch interessanter, anschaulicher, kurz epischer ist, tritt es, mit dem Säckinger Freifräulein verglichen, als vertraute Dienerin der Frau Hadwig, mehr heiseite, stets aber so beleuchtet, daß die Nebenfigur ihr fesselndes Relief behält. Anderseits wirkt die Romanhel-

din in Herzogingestalt mit ihrem herben, falten Stolz einigermaßen wie eine Vorwegnahme des als Virago gefeierten Mannweibes der Renaissance. Während auch dieser Frauencharakter, freilich weniger ausgeführt, einen Nachklang in der Rotraut des Juniperus fand, erinnert deren dämonische Mädchenwildheit, die den verhängnisvollen Wahntanz der beiden Freunde und Nebenbuhler erregt, wiederum an einen modernen Typus: Man könnte sie eine Art schwäbische Carmen zur Kreuzfahrerzeit nennen.

In den Gegensätzen von zarter und strenger Weiblichkeit, von Frauenanmut und Übermut dürfen wir den Pendelschlag von Scheffels Herzensneigungen insofern erlauschen, als selbst die kühnsten Ausgebürtigen der Einbildungskraft

kraft immer etwas von des Dichters realem Persönlichkeitskern verraten. Welche tiefsten, bestimmenden Eindrücke des Ewig-Weiblichen hat Scheffel seit früher Jugend gehabt? Die edelsten und schönsten bei Mutter und Schwester, die ihn mit einem Verständnis, einer Gemütswärme und Gesittung umgaben, zu ausschließlich, als daß nicht die Phantasie zu Kontrasterscheinungen gereizt worden wäre, wie der Dichter sie braucht und gleichsam mit Fleisch und Blut begabt.

„Meine Mutter hätten sie kennen müssen“, sagte Scheffel einem Freunde, „was ich Poetisches in mir habe, habe ich von ihr.“ Sie war ja selbst eine Dichterin. Wenn auch keine große, hatte sie doch einmal ihren „großen Tag“, als ihr schwäbisches Dialektlustspiel Vorle und Dorle mit starkem Beifall des Hofes und der ganzen Karlsruher Gesellschaft über die Bretter ging. Außerdem war sie eine geschätzte Haus- und Gelegenheitspoetin, formgerecht und flüssig, vor allem das Entzücken der Jugend mit ihrem Märchentalent voll Phantasie und Humor. Daz Manches auch an Gehalt und Ideen von ihr auf den Sohn übergegangen ist, hat schon sein sorgsamer Biograph Johannes Broelß hervorgehoben. Eins aber erbte der Sohn nicht. Verloren bei ihm wenigstens die bedeutendsten Produktionen unter einer Nervenanspannung, die hinterher seine empfindliche Natur lüften mußte, so hatte die Mutter eine leichtere Spielart. Nichts ist bezeichnender dafür, als der glückliche Wurf ihres Gedichtes auf das Straßburger Münster (1840), worin sie in patriotischer Aufwallung dem Meister Grin die Worte in den Mund legte:

Mauern, dem Fremdling verfallen,
Was steht ihr und stürzet nicht ein?

Da ein gleichnamiges Poem ihr nicht zugesagt und einer ihrer Gäste bemerkte hatte, sie möchte doch ein anderes verfassen, vollzog sich nach glaubwürdigem Bericht die Inspiration alsbald und zwar unter den Klängen eines von ihrer Tochter vorgetragenen Beethoven-schen Adagios.

Ihrer gesunden und gebildeten Geistigkeit, der man in ihren Freundesbriefen begegnet, eigneten Lebhaftigkeit, Inhaltsreichtum und Stilkultur, die sie zu einer epistolaren Meisterin machten, ebenso wie sie geschaffen schien, ein Mittelpunkt der Gesellschaft zu sein. So sehr waren Geist und Gemüt bei ihr im Einklang, daß nicht in dem engsten Schmerzens-

ring, worin sie so oft um Sohn und Tochter bangte, ihr Mitgefühl sich abschloß. Auf einer Flaren und herzlichen Religiosität ruhend, weitete sich ihre Güte, indes sie als Stifterin und Mitarbeiterin sich caritativen Bestrebungen zuwandte, die der Notlinderung bedürftiger Geschlechtsgenossinnen galten. Im übrigen wird sie als eine fernhafte Schwäbin von gewinnernder Natürlichkeit geschildert, „mitunter etwas derb“, während ihr Wohlwollen Witz und Schelmerei, „daneben eine Portion Weiberlist“ nicht ausschloß.

Künstlerblut, Adel des Gemüts und der Gestalt vereinten sich bei der Tochter Marie zu einem Naturell von allzu zarter Beschaffenheit. Früher und entschiedener scheint sich ihre Malergabe geltend gemacht zu haben als bei dem Bruder, dessen Freundin und Vertraute, gelegentlich auch Krankenpflegerin sie war. Einem ihrer würdigen Offizier verlobt, brachte sie nicht den Mut auf, um aus dem Brautstande in den Ehestand zu treten. Das Verlöbnis wurde gelöst, die Lösung setzte alle Hechelmühlen der Residenz in Bewegung. Sie selbst erkrankte, und die Eltern wußten keinen andern Rat als den in Capri weilenden Bruder heimzurufen, unter dessen Pflege sie genas. „Diese stille Seele will durchaus ihre eigenen Wege geh'n“, schrieb nachher die Mutter, „die Kunst ist wieder der Zielpunkt ihres Strebens.“

Abermals in Italien, entschied sich Scheffel nach dem Ekehard für einen Romanplan aus dem Benedig der Renaissance, dessen Heldin Irene von Spilimberg sein sollte: eine jungengefeierte, aus Friaul stammende blonde Humanistin, für Poesie, Musik und Malerei begabt, die Tasso begeisterte, Tizians Schülerin wurde, körperlich wie geistig von einer sagenhaften Unmut, da der Rauhreif Tod diese Mädchenknospe schon im zwanzigsten Lenz vernichtete und ihr von dem großen Lehrer gemaltes Bildnis beschädigt und verdorben ist. Für Scheffel identifizierte sie sich mit der Erscheinung seiner Schwester. Als ihm später eine aussichtsvolle Wirksamkeit in München winkte, lud er Marie zu sich, damit ihre Vorbildung zu künstlerischer Vollendung reife und sie aus dem ihn umgebenden Maler- und Dichterkreis Unregungen schöpfe. Wie hat man sie, als sie kam, in ihrem jugendhülden Zauber bewundert! Heiratsanträge fehlten nicht. Sie aber sagte: „Von all den Herrn, die mich gern möchten, ist mir doch keiner so lieb wie mein Joseph.“ Von sei-

nem Dichterprojekt redend, äußerte er: „Wenn was Gutes hineinkommt, ist's von dir, aber sie muß früh sterben.“ Das wurde auch Mariens Los. Vom Typhus dahingerafft, hinterließ sie eine tiefe Leidensspur in Scheffels Leben auf Jahre hinaus. Nicht nur daß der Münchener Traum von einer gesicherten Existenz unter dem königlichen Dichtermäzen zerrann und die wilde Jagd nach der eigenen, oft gestörten Gesundheit wieder anhob: zu fest war jene Frene-Gestalt mit der Verblichenen verbunden, als daß er im akuten Seelenweh die Höchstes versprechende Fiktion hätte fortspinnen können. Einmal aufgegeben, blieb sie es auch. Wohl schwebte dem Dichter der Schwester tragisches Schicksal vor, als er des Einsiedlers Hugideo Liebes- und Leichenfult um die geliebte Benigna Serena in einem kleinen Meisterwerk darstellte. Auch in zwei Maria (1857) überschriebenen Gedichten gedachte er ihrer gleich einer „aus himmlischer Ferne“ grüßenden Seligen, deren Seele „verklärt mit meiner spricht“.

Ebenso glücklich wie Scheffel in seinen Männerfreundschaften gewesen, so genial in Bechpößen, sowohl in romantischer Idealisierung mittelalterlichen Vagantentums als auch in der übermütigsten Anakreontik überhaupt, ebenso unglücklich war er als Freier. Zeitig schon bezeigte er Heiratslust, allein er war zu sehr Poet, Illusionist, um zu erkennen, daß ein Gegenstand höchster Verehrung, selbst wenn man ihm nicht zu missfallen scheint, dennoch trügen kann. Anderseits war er auch zu ehrlich dazu, er, dessen Liebesgefühle Schwester, Mutter und Vater nicht vorenthalten blieben. Obendrein war er ein Zauderer wie nur jemals einer, dem das entscheidende Wort am Gaumen fehlt. So erklären sich zum Teil die Missgeschicke seiner Liebe.

Als 18jähriger Student in München hatte es ihm die schöne Julie von Schlichtegroll angetan, und in der Erinnerung begleitete ihn „das kleine Engelsköpfchen“ durch allen Saus und Braus der Jugend. Drei Jahre später, in Examensvorbereitung daheim, erhielt er die Nachricht, Herr von Schlichtegroll sei mit seinen beiden Töchtern in Karlsruhe. Wer hatte es eiliger, sie herumzuführen und seinen Eltern ins Haus zu bringen als der glückliche Rechtskandidat. Vier Tage waren sie noch in Heidelberg zusammen, worüber er folgendermaßen berichtet: „Als schüchterner Bursche war mir's genug, in ihrer Nähe zu sein, und ich sprach über das

punctum saliens, was mich mit ihnen nach Heidelberg geführt hatte, kein Wort.“ Um so bedrohter war seine Phantasie nach der Trennung. Sie malte ihm aus, wie dereinst, wenn er eine sichere soziale Stellung erlangt habe, zwar nicht er selbst, sondern sein Vater „mit Hut und Frack“ nach München reisen werde, um für den Sohn den Freiwerber zu machen. Solange jedoch wartete das Fräulein nicht. Als bald erfolgte ihre Verlobung mit einem Mann in Amt und Würden, der inzwischen bei der Mutter um die Hand des Töchterleins angehalten hatte. „Ich war wie vom Donner gerührt,“ schrieb Scheffel, „Herz, Frack und Brich nicht!!“

In der Tat stand der entzündliche Muskel mit einem Schlag wieder in Flammen. Diesmal hatte die Mutter eine in jungfräulicher Maienpracht blühende Kusine ihm ins Zimmer geführt. Emma Heim hieß sie. Die Begegnung fand etliche Monate vor Scheffels berühmter Romfahrt statt. Als er, zurückgekehrt, in Offenburg mit ihr zusammentraf, fasste er sich ein Herz, indem er während eines Blatzregens unter dem Schirm das geflügelte Wort sprach: „Ich denk', daß wir uns heirate solle“. Indessen belehrte sie ihn, Freundschaft mit einem Better sei noch keine Liebe. Vermutlich hatte sie schon gewählt, denn ihre Verlobung mit einem hoffnungsvollen Jünger Merkurs blieb nicht lange aus. Daß diese junge Dame aus dem Schwarzwald und nicht die aus München die Heldin des Trompeters von Säckingen gewesen, schien die Publikation über des Dichters Beziehungen zu Emma Heim von Ernst Boerschel klarzustellen, bis Proelß durch seine Veröffentlichung der Scheffelbriefe an Friedrich Eggers geltend machte, daß jene Julia, auch nach ihrer Verehelichung und bevor ein Strich zum Trompeter aufs Papier gekommen, bei ihrem ehemaligen Romeo noch in einem warmen Andenken gestanden habe. Dem sei, wie ihm wolle. Im allgemeinen ist in einem Dichterherzen viel Raum für Geliebte, und wenn etwa eine ihr Schicksal, eine andere ihre Wezenszüge, eine dritte ihre Körperreize einer feiner poetischen Gestalten lehrt, so ist und bleibt das ein Geheimnis, mitunter für ihn selbst.

Ein neuer zur Ehe zielender Herzenswunsch erwachte zu Rippoldsau, wo Scheffel in Begleitung von Mutter und Schwester Befreiung von schweren Leiden suchte. Zwischen den Seiten und einem von einem hübschen Töchterpaar flankierten Straßburger Herrn hatte sich

eine Badebekanntschaft entwickelt, und es durfte als ein Anzeichen der Genesung gelten, daß bei dem gegenseitigen Kontakt des Dichters Funkenprüher sich entschieden auf eine dieser Elsfässerinnen richtete. Der Trennung folgte ein Briefverkehr, Major Scheffel, den eine Reise nach Straßburg führte, überbrachte Grüße von daheim und wurde gastfreudlich aufgenommen. Das stärkte dem Sohn den Mut, gleichfalls seine Aufwartung zu machen. Bei einer intimen Aussprache mit dem Straßburger erkannte er jedoch, daß der Herr völlig beherrscht war von jenem Goldhunger, den schon Virgil verwünscht hat.

Mochte die Zeit sich wandeln, Scheffels Heiratslust wandelte sich nicht. „Das schönste Mädchen von Heidelberg“ zu erobern, kam ihm nach Jahren in den Sinn, Julie Artaria, in deren Familie er gern gesehen war. Die Verlobung seines Freundes Julius Braun mit der ältern Tochter Rosalie bestimmte ihn, dessen Spuren zu folgen, während ein Fest in der Neckarstadt eine erwünschte Gelegenheit dazu bot. Zwar wurde sie im geselligen Trubel verpaßt, doch war er seiner Sache so sicher, daß er nach der Heimkehr ein Gedicht und zugleich einen Antrag in würdiger Prosa nebst einem Armband, das ihm eine Gräfin für seine Zukünftige geschenkt hatte, Fräulein Julie sandte. Wer beschreibt sein Entsetzen, als die Antwort wiederum eine Ablehnung war. „Unter dem wundervollen Kopf einer Clythia das Naturell eines emsigen Hausmütterchens“ — die also charakterisierte hatte schon eine andere Liebe im Herzen. Auch soll sie keine Freundin von „exaltierten Leuten“ gewesen sein.

Trotz all der Enttäuschungen öffnete sich dem 38jährigen der heiß und schier hoffnungs-

los ersehnte Hafen. Nachdem die Hochzeit mit Caroline von Malßen gefeiert war, bezogen die Beiden in Seon im Aargau eine Villa. Endlich schien der große Wurf gelungen, doch es schien nur so. Man kann in der Beurteilung heikler Eheverhältnisse, deren genaue Kenntnis sich der Öffentlichkeit entzieht, nicht vorsichtig genug sein. Wir geben nur die nackten Tatsachen. Mit dem baldigen Tode von Scheffels Mutter (1865) verlor das Karlsruher Heim seinen Stern. Der alte, gebrechliche Vater bedurfte der Pflege, bei Scheffels Bruder, einem Krüppel an Geist und Körper, war das immer der Fall gewesen. Nun besaß der Dichter ein seltenes Familienpflichtgefühl, das ihn zum Samariterdienst seiner nächsten Angehörigen trieb, indes seine Frau noch Hausgeschäfte in Seon hielten. Ein Versuch, an des Gatten Seite in die beklagenswerte Umgebung sich zu schicken, mißriet. Sie ging auf Reisen und gebar ihm in Clarens am Genfersee den Stammhalter. Auch jetzt war es ihr unmöglich, mit dem Gemahl zurückzukehren. Sie sah ihn nicht wieder, bis er auf dem Sterbebette lag (1886). So wurde Scheffel ein einsamer Mann, dessen Liebesonne der Sohn war, den er erzog, nicht ohne sich eines sanften Liebesmondscheins zu erfreuen. Eine Kusine, die ihn einst verschmäht und auch kein Glück in der Ehe gefunden hatte, widmete ihm eine treue, innige Geistesfreundschaft, von deren Beglückungen seine von Börschel veröffentlichten Briefe an sie erfüllt sind. Welch bezeichnenden Gegensatz gewährt doch Scheffels Bechermoral in Liedern und Scheffels Liebemoral im Leben: So frei bis zur Bügellosigkeit die eine, so notwendig, von Zucht und Sitte bestimmt, erscheint die andere.

Ausfahrt.

Berggipfel erglühen,
Waldwipfel erblühen,
Vom Lenzhauch geschwellt;
Zugvogel mit Singen
Erhebt seine Schwingen,
Ich fahr' in die Welt.

Mein Hutschmuck die Rose,
Mein Lager im Moose,
Der Himmel mein Zelt:
Mag lauern und trauern,
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt!

Mir ist zum Geleite
In lichtgoldnem Kleide
Frau Sonne bestellt;
Sie wirft meinen Schatten
Auf blumige Matten,
Ich fahr' in die Welt!

Viktor von Scheffel.